



JOHANNES EURICH

WIE SICH STERBEN ÄNDERT

Alte und neue Rituale
in der Begleitung
Sterbender



[https://doi.org/10.11588/
fmk.2024.24.103686](https://doi.org/10.11588/fmk.2024.24.103686)

**MARSILIUS-
KOLLEG**

2022 / 2023



STEPHAN WIL
RECHNUNGS
DE SÜDENE
KRISTINA
ILLUSTRA

WIE SICH STERBEN ÄNDERT

Alte und neue Rituale in der Begleitung Sterbender

Gesellschaftlicher Wandel macht auch vor dem Sterben nicht halt. Im Mittelalter war der Gedanke an den Tod und das Sterben ein zentrales gesellschaftliches Thema und wurde durch Epidemien und Katastrophen intensiviert. Angesichts von Hungersnöten, Kriegen und Seuchen war der Tod stark im Alltag der Menschen präsent. Die Verarbeitung des Todes wurde daher zentrales Thema mittelalterlicher Kontingenzbewältigung und erhielt in der Totenmesse eine hervorgehobene Bedeutung für die mittelalterliche Religiosität. In ihr konnte die Gemeinschaft zwischen den Lebenden und dem gerade gestorbenen Menschen noch einmal zelebriert und zugleich an der Schwelle des Todes etwas für das eigene Heil getan werden. In Gebetsverbrüderungen – das waren aus dem frühen Mittelalter stammende vertragliche Vereinbarungen zwischen Klöstern oder auch zwischen einzelnen Personen mit gegenseitiger Verpflichtung zum Gebet zu Lebenszeiten und besonders zum liturgischen Totengedenken der Vertragspartner – wurde eine spezifische Form der Solidarität zwischen Lebenden und Toten gepflegt. Solche religiösen Formen boten einen verallgemeinerbaren rituellen Rahmen zur Verarbeitung extremer Kontingenzerfahrungen. Freilich konnte bei massenhaftem Sterben etwa infolge von Pestepidemien eine individuelle Todesverarbeitung nicht gewährleistet werden, sodass dann vor allem diakonisches Engagement gefragt war. Trotzdem – oder vielleicht auch als Reaktion auf diese Katastrophen – bildete sich im Spätmittelalter eine *ars-moriendi*-Kultur in Form von Büchlein über die Kunst des Sterbens aus. Ihr Grundgedanke bestand darin, ein Sterben im Beisein eines wohlgesonnenen Menschen ohne seelische oder körperliche Leiden zu ermöglichen. Dazu sollten Verwandte und Nachbarn der sterbenden Person mit Gebeten und Fürbitten beistehen und sie in der Festigkeit des Glaubens stützen. Letzteres wurde als entscheidend angesehen, da Todesangst und Sterbeprozess als eine letzte Bewährungsprobe verstanden wurden, in welcher das Jüngste

Gericht vorweggenommen wird. Dementsprechend wurde das Verhalten des Sterbenden als Zeichen für seinen Weg ins Jenseits gedeutet und es wurde immer wichtiger, sich auf den eigenen Tod vorzubereiten. So bezieht sich der Begriff des „seligen“ oder „guten“ Sterbens im damaligen christlichen Verständnis auf einen vorbereiteten, nicht überraschend gekommenen Tod.

Zwei Formen einer solchen *ars moriendi* bildeten sich heraus: Zum einen Texte der kirchlichen Hierarchie für Priester, die sich um die Pflege und das geistliche Wohlergehen von Menschen in der Zeit des Sterbens und des Todes kümmerten; zum anderen eine kunstvolle Zusammenstellung von Bildern, die die geistigen und moralischen Kämpfe zwischen Gut und Böse, Tugend und Laster darstellten, von denen man annahm, dass sie von allen Sterbenden erlebt würden. Im Laufe der Jahrhunderte entwickelten sich die Ausdrucksformen einer *ars moriendi*, die in einer auf dem katholischen Glauben fundierten Kultur entstanden waren, als Versöhnung von Ritus und eigenem Leben zu einer breiteren Tradition, die die Sicherheit des kollektiven Ritus und die Besorgnis einer persönlichen Befragung miteinander verbanden und auch im Protestantismus und Humanismus ihren Niederschlag fanden. Nach Religionskritik und aufkommender Säkularisierung überrascht es nicht, dass die *ars moriendi* im 20. Jahrhundert nur noch in abgeschwächter Form in einigen Gebetsbüchern und liturgischen Riten für Kranke und Sterbende zu finden war. In der Gegenwart scheint für viele Menschen eine Vollendung des Lebens durch eine höhere Macht, etwa durch ein göttliches Heilsgeschehen, nicht mehr plausibel zu sein. Dementsprechend wird die Beschäftigung mit Tod und Sterben in einem spirituellen, moralischen oder religiösen Kontext als weitgehend unbedeutend angesehen. Es herrscht ein naturwissenschaftliches Verständnis des Todes als natürliches Ende des Lebens vor, welches religiösen Vorstellungen von einem Leben nach dem Tod die Grundlage entzieht: „Tod kommt aus natürlichen Ursachen, bedeutet Aufhören der biologischen Lebensprozesse, mit denen als ihrer Voraussetzung alle anderen Lebensprozesse gleichfalls enden. Was bleibt, ist ein Ding, die Leiche.“¹ Mit der Emanzipation aus religiösen Welten wird auch das Einüben in das Sterben nicht mehr durch tradierte Riten wie z.B. die Krankensalbung strukturiert, sondern als aktive Lebensaufgabe dem oder der Einzelnen aufgegeben.

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, dass der wissenschaftliche Fokus auf neue Rituale, die auf das Sterben vorbereiten können, relativ jung ist. Dass rituelle Handlungen in der Sterbephase hilfreich sein können, ist dabei unbestritten. Gerade

in der professionalisierten Sterbebegleitung und Palliativmedizin zeigt sich ein wachsendes Bedürfnis nach neuen Sterberitualen, die von konventionellen religiösen Angeboten nicht mehr abgedeckt werden. Daher stellt sich die Frage, welche Praktiken heute rituelle Funktionen übernehmen, wie sie wirken und auch, ob sich neue Rituale für diesen Bedarf entwerfen lassen. In der Zusammenarbeit mit Palliativmedizin und Ethnologie (siehe die Berichte von Bernd Alt-Epping und Guido Sprenger) wurden in diesem Marsilius-Projekt je unterschiedliche Zugänge zur Beantwortung dieser Fragestellung gewählt. Meine Forschungsarbeit konzentrierte sich zunächst auf ein tieferes Verständnis der traditionellen religiösen Formen der oben dargestellten *ars moriendi*, um von dieser Basis ausgehend zu untersuchen, ob sich heute nicht-religiöse Formen einer *ars moriendi* nachweisen lassen.

Als Zwischenergebnis hat sich herausgestellt: Auch wenn es heute kaum Bücher über die Kunst des Sterbens gibt, so hat sich doch ein breites Spektrum an Ratgeberliteratur etabliert, in welcher kommunikative Strategien zur Bewältigung von Sterben und Tod vorgestellt werden. Diese Strategien lassen sich nach Nassehi et al. in drei Typen unterteilen:² (1) Techniken zur Gewährleistung von Kontinuität angesichts drohender Diskontinuität durch den Tod: Hier geht es um die Bewältigung von Handlungsunsicherheiten angesichts des Todes; die Ratgeber zeigen Handlungsoptionen für die Weiterlebenden auf, wobei der Tod selbst als Thema gar nicht behandelt wird. (2) Die durch den Tod ausgelöste Unsicherheit und Ungewissheit wird durch „die“ Wahrheit beantwortet. Es handelt sich bei diesen Ratgebern um eine Form der Kontingenzbewältigung: die zweifelnden Menschen erhalten eine unumstößliche Wahrheit als Antwort; der Tod ist dabei kein Problem mehr, sondern wird



erklärbar. (3) Für das Problem der prinzipiellen Uneindeutigkeit und Unsagbarkeit aller Fragen um Sterben und Tod betont der dritte Typus die radikale Unvertretbarkeit dieser Fragen: Lösungen werden individualisiert etwa durch Erkundung des eigenen (Innen-)Lebens, wodurch der Tod Anlass zur Selbstprüfung wird. Enttraditionalisiert steht das Individuum so auch bei Sterben und Tod stets vor risikanten Entscheidungen.

Alle drei Formen der Todesdeutung werden in der Ratgeberliteratur thematisiert, wobei die semantischen Formen nicht trennscharf vorkommen. Gemeinsam ist ihnen, dass sie kommunikative Strategien zur Bewältigung von Sterben und Tod darstellen, also das Todesproblem sagbar machen und Muster dafür anbieten. Jedoch weisen die offensichtlichen Unterschiede zwischen ihnen und die Differenziertheit der spezifischen Konstellationen von Todesproblem und angebotener Lösung daraufhin, dass es sich bei diesen Ratgebern zu Sterben und Tod explizit nicht um eine neue *ars moriendi* in der modernen Gesellschaft handelt. Damit erhärtet sich die Ausgangsvermutung unseres Marsilius-Projekts, dass nach Wegen zur kommunikativen Bewältigung der Frage nach Sterben und Tod gesucht werden muss und dabei die Funktion von Ritualen neu in den Blick zu nehmen ist. Besonders eindrücklich war für mich dabei die Zusammenarbeit innerhalb des Projekts, die durch empirische Beobachtungen innerhalb palliativmedizinischer Kontexte den Bedarf für solche neuen Rituale unterstrichen hat und im Gespräch mit ethnologischen Ritualtheorien das große Spektrum unterschiedlicher kultureller Ritualformen zugänglich gemacht hat. Das weitergehende Forschungsinteresse liegt daher auf dem Wahrnehmen und Beschreiben neuer ritueller Handlungen und ihrer möglichen Aufnahme in (professionellen) Interventionsstrategien, um den Bedürfnissen sterbender Menschen besser entsprechen zu können. Zugleich ist dabei zu betonen, dass es keinen Zwang gibt, ein Ritual – geschweige denn ein bestimmtes – in einer Sterbesituation zu gestalten. Als besonders anregend erwiesen sich in dem Jahr als Marsilius-Fellow auch die vielen Impulse, die es durch die montäglichen Vorträge und Diskussionsrunden gegeben hat. Gerade die Rückfragen aus ganz anderen Disziplinen haben dazu geführt, eigene Annahmen nochmals zu durchdenken und neue Impulse in die Durchführung des eigenen Forschungsprojekts zu integrieren – für mich eine immense Bereicherung!

¹ Fuchs, Werner 1973: Todesbilder in der modernen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 71.

² Vgl. A. Nassehi, S. Brüggem, I. Saake: Qualitative Untersuchung deutschsprachiger Ratgeberliteratur zu Sterben, Tod und Trauer, in: Berliner Journal für Soziologie 12/1 (2002): S. 63-85.